

Anti-Industrialismus, die langsam aufsteigende Fortschrittsskepsis und das markante Umweltbewusstsein der frühen Siebziger verflochten sich in dieser Debatte.“

Kritikwürdige Punkte an Brigls Buch? Sein spiralförmiger Aufbau bedingt die eine oder andere Wiederholung, auch die „Expertise“ zu Diagonal- und Radialreifen hätte man für die Drucklegung ohne Weiteres streichen können. Angesichts des gebotenen Gesamtniveaus sind dies freilich lässliche Sünden. Zudem plagt die Autorin den Leser nicht mit dem unvermeidlichen Aufriss zur Südtirolgeschichte, sondern bietet ihm akkurat das an Rahmeninformation, was für das Verständnis des Textes notwendig ist.

Evi Brigl investierte in die vorliegende Arbeit sichtbar viel Zeit und Energie. Das Buch ist aufwändig recherchiert, das Projekt wurde solide betreut. Es hebt sich somit wohltuend von den zahlreichen publizistischen Schnellschüssen ab, die auch den Tirolensien-Markt zunehmend kennzeichnen. Ein Wink also für die Medien, die Inflation an „Bumser“-Beiträgen zugunsten der Südtiroler Wirtschafts- und Sozialgeschichte einzudämmen, aber vor allem für junge Historiker bei der Wahl ihres Abschluss-themas.

Leo Hillebrand

Siglinde Clementi (Hg.), *Zwischen Teilnahme und Ausgrenzung. Tirol um 1800. Vier Frauenbiographien*

(Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 32), Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2010.

Die Auseinandersetzung mit Themen, die seit langer Zeit im Brennpunkt der Forschung stehen, ist wissenschaftlich die größere Herausforderung als die Beschäftigung mit weitgehend Unbekanntem. Außer dem ohnehin selbstverständlichen gleichsam handwerklichen Können erfordert sie einen in besonderem Maße theoriegeleiteten Zugang, ein ausgeprägtes Problembewusstsein und ein scharfes Kritikvermögen. Fünf in einem von Urbino über Trient, Bozen und Innsbruck bis nach Wien reichenden akademischen Raum angesiedelte Historikerinnen, die allesamt schon früher ihr Interesse an einer genderspezifischen Annäherung an die Vergangenheit bekundet haben, stellen sich einer derartigen Aufgabe, indem sie sich vier im weiteren Umfeld des Tiroler „Heldenzeitalters“ angesiedelten Frauengestalten widmen und, sofern aktuell, die in zwei Jahrhunderten um diese entstandenen Legenden und Mythen zu analysieren versuchen.

Die Rezensentin wählt dieses neutrale Verb mit Bedacht – auch wenn Herausgeberin Siglinde Clementi in ihren einleitenden Bemerkungen den Konstruktivismus als das die Arbeit leitende Paradigma angibt und damit indirekt die Aufgabe der Geschichtswissenschaft als einen Prozess des Dekonstruierens beschreibt. Dies bedeutet vor allem Diskursanalyse: Setzte man den Akzent darauf, würde der Nexus zwischen neuem Gestalten, bewusstem und unbewusstem, und Vergangenen in besonderer Schärfe sichtbar – ohne den leicht „destruktiven“ Ansatz übermächtig werden zu lassen, der bei den dem Konstruktivismus verschriebenen Gelehrten häufig mitschwingt.

Dies festzustellen ist umso wichtiger, als man *Margareth Lanzinger* und *Raffaella Sarti* in ihrem Beitrag über das berühmte „Mädchen von Spinges“ ja eine um höchste Objektivität bemühte Annäherung an ihren Gegenstand bescheinigen muss. Für ihre Vollständigkeit anstrebende Dokumentation aller Rezeptionszeugnisse gebührt ihnen wärmster Dank, denn sie zeigen die zu allen Zeiten stattfindende Kommunikation zwischen Gegenwart und Vergangenheit auf und unterziehen diese der Kritik. Dass Katharina Lanz (diesen Namen erhielt sie erst nach 1870) auch weiterhin vom Schleier des Geheimnisses umwoben bleibt, ist nur eines der Ergebnisse ihrer Mühen. Möge niemand deswegen allzu enttäuscht sein, denn der Reiz, auch, wenn man so will, der „wissenschaftliche Wert“ dieser Frau liegt in den Deutungen, zu denen sie der Nachwelt Anlass gegeben hat. Diese wiederum helfen den Historikern bei der Ausübung ihres Handwerks – dessen Gegenstand ja nicht nur Katharina Lanz sein kann, sondern auch die Zeit nach ihr. Lanzinger und Sarti untersuchen das Mädchen von Spinges vornehmlich aus mentalitäts- und ideologiegeschichtlicher Perspektive, wobei das katholisch-konservative Tirol zum Stich-/Reizwort wird, während genderspezifische Fragestellungen kaum markante Befunde ergeben. Ein überaus dankbares Sujet ist Katharina Lanz indes mit Blick auf die in der Spätphase der Monarchie aufkommenden Nationalismen: Damals begannen auch die Ladinier, eine von Deutschen wie Italienern gleichermaßen umworbene Gruppe, ihre Identität zu entdecken; für sie ließ sich die in Enneberg Geborene und später in Buchenstein Dienende und Gestorbene unschwer reklamieren. Mit welcher großen Verantwortung die Vereinnahmung historischer Persönlichkeiten verbunden ist, zeigt der abschließende – hier als ein Beispiel von vielen zitierte – Hinweis auf eine 2002 in Pisa gegründete Jugendorganisation der Rechtspartei „Alleanza Nazionale“, die sich nach „Caterina Lanz“ benannte, somit nach jener Frau, die in der Regel als Symbol des Widerstandes gegen alle „welschen“ Einflüsse in Tirol gehandelt wird. Historiker haben daraus zu lernen, dass der für sie selbstverständliche reflektierende Zugang zur Vergangenheit für jene, die ihnen den Stoff liefern, nicht nur in früheren Zeiten nicht gegeben

war, sondern es nach wie vor nicht ist. Man fühlt sich – bei allem Festhalten am wissenschaftlichen Ethos – an Nietzsche erinnert: Gereicht die Historie dem Leben zum Nutzen oder zum Nachteil?

Cecilia Nubola kann sich auf zumindest einige sicher verbürgte Fakten stützen. Ihre Protagonistin Giuseppina Negrelli (1790–1842), die Tochter eines begüterten, gesellschaftlich ambitionierten Holzhändlers aus Primör, nahm in Männerkleidern als Anführerin einer Kompanie ihres Heimataales an der Erhebung von 1809 teil – und weinte nach deren Scheitern. Was Nubola aus den – im Wesentlichen aus der Autobiographie des Vaters Angelo Michele bezogenen – Fakten macht, ist das klassische Handwerk des Historikers, nämlich Kontexte aufzeigen, nach Parallelfällen fragen, sich um Verständnis bemühen. Ihr Interesse gilt Giuseppinas familiärer Sozialisation (Franzosenhass), ihrer Bildung und ihrem weiteren Lebensweg nach 1809 als (unglückliche) Ehefrau und Mutter, der kommunalen Tradition ihrer Heimat, der selbstverständlichen Bereitschaft, diese zu verteidigen, dem Umfang des Heimatbegriffes, dem Unmut über den Verlust alter Freiheiten unter Bayern und der Treue zur Dynastie, den Parallelen zwischen Deutsch- und Welschtirol im Umfeld von 1809 (nicht ohne kritische Auseinandersetzung mit der italienischen Historiographie), den Frauen in den Kriegen dieser Zeit in ganz Europa, schließlich komplexen personellen Netzwerken (Giuseppinas österreichisch gesinnter Taufpate und Mentor war der Bruder des bayerischen Generalkommissars für den Eisackkreis). Nubola ist weder auf das Paradigma einer „konstruierten“ Wirklichkeit angewiesen noch ergeht sie sich in Spekulationen oder Hypothesen. In Betreff der genderspezifischen Fragestellung des Gesamtprojektes hat sie keine Scheu, heuristische Grenzen klar zu benennen. Zu danken ist ihr nicht zuletzt für die Feststellung, wenn eine Frau die Uniform anlege, spiegle dies nur eine neue Rolle, nicht aber eine neue Identität.

Von hier aus lässt sich der Bogen zu einer weiteren sehr bekannten Frau spannen, Therese von Sternbach, die 1809, damals bereits Witwe, den Aufständischen tatkräftige Hilfe leistete, von den Franzosen verhaftet wurde und mehrere Monate in Straßburg im Gefängnis verbrachte. Erst 1821 erhielt sie vom österreichischen Staat eine hohe Auszeichnung. Welcher Art ihr Einsatz wirklich war, bleibt freilich auch nach der ausführlichen Analyse durch *Maria Heidegger* ungeklärt. Sinnvoller Weise ist es auch nicht deren primäres Anliegen, einen weiteren Beitrag zum „Heldentag“ zu liefern, sondern es geht ihr darum, einer Frau über deren Selbstinszenierung näher zu kommen. Von einer solchen kann man bei der Brunecker Bürgerstochter, die 1799 – ganz unstandesgemäß und auch nicht auf Anhieb willkommen – in eine freiherrliche Familie einheiratete, nämlich sprechen, gab sie doch 1823 acht Aquarelle in Auftrag, die wichtige Szenen aus dem Jahr 1809 festhielten und durch Tagebuchauszüge erläutert wurden. So entstand das mittlerweile

häufig kolportierte Bild einer Pfeife rauchenden, mit einer Pistole bewaffneten Frau in Männerkleidung und im Herrensattel. Obwohl die Verfasserin keine Möglichkeit ungenutzt lässt, einzelne Details zu analysieren, löst sie den einleitend genannten hohen gendergeschichtlichen Anspruch nur teilweise ein, denn sie muss selbst feststellen, dass Thereses Rollenverständnis eher standes- als geschlechtsspezifisch war. Dem Anliegen wenig dienlich, eher verwirrend ist die ausführliche Berücksichtigung bereits vorliegender Äußerungen zu Therese Sternbach, (vor)wissenschaftlicher gleichermaßen wie künstlerischer; dasselbe gilt für die familieninterne Überlieferung. Dankbar nimmt man indes die abschließenden Ausführungen zu Therese als Agrarexpertin zur Kenntnis, aus denen eine versierte Wirtschaftshistorikerin spricht.

Einer besonders in der Geschichte Bozens berühmten Frau widmet sich auf der Grundlage subtil analysierter archivalischer Quellen *Siglinde Clementi*: Es ist die als „Franzosenbraut“ in Erinnerung gebliebene Anna von Menz, um 1815 „nach den Ereignissen in Frankreich und nach Napoleon [...] der erste und wichtigste Gegenstand, der unsere Bozner Welt beschäftigt.“ (S. 135). Die 1796 geborene reichste Erbin der Stadt, die eine typisch weibliche, vornehmlich auf Herzensbildung ausgerichtete Erziehung bekommen hatte, wurde im Alter von 15 Jahren Vollwaise. Seither vertrat ein aus sechs Honoratioren bestehender Familienrat ihre Interessen. Mit großem Aufwand widersetzte sich dieser einem Anna anfänglich willkommenen Heiratsantrag des auch vom Vizekönig unterstützten französischen Barons Lacroix, wobei nicht die tatsächlich relevanten Argumente, nämlich materielle und politische Interessen, sondern Ehre und Liebe zum Thema wurden. 1814 hielt ein Bozner, Ignaz von Giovanelli, um Annas Hand an, auch er ohne Erfolg: Ihn leiteten die Überlegung, das reiche Erbe solle im Land bleiben, und die Interessen seiner Familie. Möge die Leserschaft in diesem Zusammenhang zur Kenntnis nehmen, dass es auch eine „Kulturgeschichte des Klatsches“ gibt – nur einer der Vorzüge von Clementis sorgfältiger Berücksichtigung der einschlägigen überregionalen theoretischen Literatur. Nach einer kurzen Zeit der Ehe mit dem Unternehmer Carlo Panzoldi aus Sacco im Jahr 1816 tat Anna 1819 das, wovor ihre Mutter sie ausdrücklich gewarnt hatte: Sie heiratete einen Adligen. Ludwig Graf Sarnthein wurde es durch diese Verbindung möglich, seine Stelle als Präsident des Appellationsgerichtes in Innsbruck aufzugeben und sich nur mehr der Verwaltung seiner (und seiner Gemahlin) Güter zu widmen. Das Paar, das zwischen 1820 und 1837 sieben Kinder bekam, führte einen aufwändigen Haushalt und ein reges Gesellschaftsleben. Anna erwies sich als Wohltäterin und bekleidete Ehrenämter. Zu ihren Kindern hatte sie eine innige Beziehung. Hierin spiegelt sich die zeittypische Verinnerlichung des Familienbegriffes, die aber auch mit einer Polarisierung der Geschlechtscharaktere einher ging. Zu betonen, dass Anna trotz gewisser

Freiräume, die sie sich zu sichern wusste, nicht eigentlich emanzipiert war, ist das eigentliche Anliegen der Autorin, die abschließend feststellt, nur eine „Lebenscollage“, nicht aber eine „kohärente Biographie“ (S. 168) geliefert zu haben. Der Rezensentin erscheint indes auch diese sehr gelungen: Wer weiß, ob die akribische Auswertung von Quellen mit Überrestcharakter letztlich nicht doch ein mindestens ebenso zuverlässiges Bild vermittelt wie die von der Verfasserin vermissten Selbstzeugnisse?

Katharina Lanz, Giuseppina Negrelli, Therese Sternbach und Anna von Menz in einem Band zu vereinen war fraglos eine gute Idee – gerade weil es so schwer ist, einen gemeinsamen Nenner für diese vier Frauen zu finden. Die Rede von der „Sattelzeit“ (S. 8) ist gerechtfertigt, denn trotz aller negativen Befunde im Einzelfall öffneten sich damals den Frauen viele Wege. Auch der jeweils unterschiedliche methodische Zugang der Bearbeiterinnen möge als Gewinn verbucht werden: So – und nicht zuletzt durch sorgfältig gewählte Abbildungen – ist jede „ihrer“ Protagonistin in hohem Maße gerecht geworden. Ein nach Orten und Personen getrenntes Register erleichtert den wissenschaftlichen Zugriff; es soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Buch in weiten Teilen auch, ja vor allem ein angenehmes Lesebuch ist.

Erika Kustatscher

Margareth Lanzinger/Edith Saurer (Hgg.), *Ungleichheit an der Grenze. Historisch-anthropologische Spurensuche im alpinen Raum: Tret und St. Felix*

Bozen: Edition Raetia 2010, 221 Seiten, zahlr. Abb.

Im Band „The Hidden Frontier“ veröffentlichten die US-amerikanischen Anthropologen John W. Cole und Eric R. Wolf die Ergebnisse ihrer Feldforschungen am norditalienischen Nonsberg, an der Grenze der Provinzen Trient und Südtirol.¹ Die beiden stellten zu Beginn der 1960er Jahre völlig andere Fragen als die zeitgenössischen Untersuchungen des Alpiner durch Volkskundler und Historiker.² Ihnen ging es weder um Brauch im Jahreslauf noch um lokalhistorische Details sondern um soziale und politische Institutionen vor Ort, um lokale Ökosysteme und Regulationsmechanismen. Sie untersuchten die Genese von Identität und Ethnizität/Nation eingebettet

1 John W. COLE/ERIC R. WOLF, *The Hidden Frontier. Ecology and Ethnicity in an Alpine Valley*, New York/London 1974.

2 Von Ausnahmen abgesehen, etwa den Essays von Lucie Varga aus den 1930er Jahren.